

Wenn schon planetarische Perspektive, um den Menschen zu verzweifeln, dann vielleicht gleich richtig: Die Erde und ihr Mond durch die Ringe des Saturn hindurch von der Sonde „Cassini“ fotografiert

Foto SPL

## Zurücktreten in die Zeitraumtiefe

Die Klimakrise als Antrieb einer großen Vereinfachung: Dipesh Chakrabarty möchte den Menschen auf sein richtiges Zwergenmaß zurechtgestutzt sehen.

Die große Aufmerksamkeit, die dieses Buch seit dem Erscheinen der amerikanischen Originalausgabe 2021 gefunden hat, verdankt sich vorwiegend der Prominenz seines Autors. Denn man sollte sich von seinem Titel nicht in die Irre leiten lassen und sich vergegenwärtigen, was es alles nicht ist. Es ist keine Geschichte des Klimas, auch keine der Klimaforschung. Es ist weder ein Aufruf zur Rettung der Welt noch eine Zusammenstellung und Bewertung von Daten, die eine solche Rettung erforderlich machen. Auch klima- und umwelt-historische Analysen sucht man vergeblich, obwohl Dipesh Chakrabarty in Chicago als Professor für Geschichte und südasiatische Sprachen und Zivilisationen tätig ist.

Wenn das Buch interessant und vielleicht sogar wichtig ist, dann als Entwicklung eines philosophischen Arguments: Chakrabarty hält es für zwingend geboten, dass wir – das lesende und denkende Publikum und erst recht Historikerinnen und Historiker „vom Fach“ – unser Verhältnis zur Geschichte und überhaupt zu uns selbst radikal ändern. Angesichts multipler Umweltkatastrophen, die viele unterschiedliche Arten von Leben auf der Erde bedrohen, sollen wir vom Menschen weg denken: „planetarisch“ und in gigantischen Zeiträumen, die jede menschliche Erfahrungsmöglichkeit übersteigen. Das Buch ist ein

Appell zu einer posthumanistischen Wende; es predigt eine Umkehr, die mehr verlangt, als die Heizung zu drosseln, auf Sojaburger umzusteigen und mit dem Rad in Urlaub zu fahren.

Dass ausgerechnet Dipesh Chakrabarty eine solche Kehre propagiert, noch dazu mit dem Segen des berühmten Bruno Latour (das Buch endet mit einem Gespräch zwischen den beiden), verleiht der Sache ein besonderes Gewicht. Denn Chakrabarty hat im Jahr 2000 ein Buch publiziert (es wurde niemals vollständig ins Deutsche übersetzt), das unendlich oft zitiert worden ist und eine Fülle von Forschungsprojekten angeregt hat: „Provincializing Europe: Postcolonial Thought and Historical Difference“. Keine Kritik des Eurozentrismus kann an diesem Werk vorbeigehen, wenngleich kaum ein Weg von Chakrabartys feinsinnigen Analysen – mit viel Marx und Heidegger im Hintergrund – zu rabiaten Forderungen in der Gegenwart führt, Europa, oder zumindest seine Kultur, zu „canceln“.

Chakrabarty hätte seinen Ruhm im Olymp der postkolonialen Meisterdenker in Ruhe genießen können, hätte er nicht 2009 eine persönliche Kehre vollzogen und sich mit dem Aufsatz „Das Klima der Geschichte: Vier Thesen“ an die Spitze der Klima-Apokalyptik gesetzt. Aus dem niemals ganz linientreuen Postkolonialisten wurde der schreibende Umweltaktivist, aus der Nemesis des Eurozentrismus die Geißel des Anthropozentrismus.

In revidierter Form bilden die mittlerweile kanonischen „Vier Thesen“ das fundierende erste Kapitel von Chakrabartys neuer Essaysammlung „Das Klima der Geschichte im planetarischen Zeitalter“. Die übrigen sieben Kapitel wurden bereits zwischen 2014 und 2018 separat veröffentlicht. Sie sind für das Arrangement als Buch nur unvollkommen aufeinander abgestimmt worden, sodass sich die zentralen Aussagen ziemlich oft wiederholen und Weitschweifigkeit die Geduld des Lesers strapaziert.

Da sich der Ton einer Bußpredigt nicht über vierhundert Seiten durchhal-

ten lässt, offeriert der Historiker und Philosoph großzügig seine Lesefrüchte aus der Klima- und Umweltliteratur. Als Amateur dringt er nicht direkt zu fachwissenschaftlichen Publikationen vor, sondern bezieht sich mit Vorliebe auf popularisierende Synthesen, mit denen sich Forschende aus Astrophysik, Astrobiologie, Geologie, Klimaforschung und



Dipesh Chakrabarty: „Das Klima der Geschichte im planetarischen Zeitalter“. Aus dem Englischen von Christine Pries. Suhrkamp Verlag, Berlin 2022. 444 S., geb., 32,- €.

vor allem Earth System Science (die es Chakrabarty besonders angetan hat), an ein breiteres Publikum wenden. Sie repräsentieren das neue Denken, für das Chakrabarty wirbt. Das alte, von dem er sich abgrenzt, findet er bei Klassikern des politischen Denkens von Kant bis zu Hannah Arendt und dem späten Carl Schmitt, der für ihn allerdings schon an der Schwelle zu tieferer Einsicht stand. Auch die heutige Globalgeschichte sieht er auf dem Holzweg.

Chakrabartys Selbstkorrektur verdient größten Respekt. Wo andere Postkolonialisten ungerührt an Überzeugungen der Neunzigerjahre festhalten, hat er buchstäblich das Terrain gewechselt. Im Grunde wiederholt er die Schachzüge von „Provincializing Europe“ auf höherer Ebene. Würde in dem Buch von 2000 Europa auf Normalmaß zurückgestutzt und der selbstzerzeugte Mythos seiner Überlegenheit und Vorbildlichkeit entzaubert, so trifft die Dezentrierung nunmehr die menschliche Gattung insgesamt. Die Menschen könnten keine höheren moralischen Ansprüche geltend machen als andere Lebewesen. Mensch und Virus, so möchte man aktualisierend hinzufügen, begegnen sich auf normativer Augenhöhe, und beide Sei-

ten haben das gleiche Recht, den anderen umzubringen, so gut es geht.

Man sollte, sagt Chakrabarty, auch den üblichen Begriff von „Umwelt“ in Zweifel ziehen. Ist er nicht eine „anthropozentrische“ Verzerrung? Selbst die ebenso unschuldig klingende „Nachhaltigkeit“ sei vom Menschen her gedacht und werde den Bedürfnissen anderer Lebewesen nicht ausreichend gerecht. Lieber solle man von „Bewohnbarkeit“ (habitability) sprechen: der „Zukunftsfähigkeit“ des Planeten Erde für „komplexes vielzelliges Leben im Allgemeinen“. Damit erledigen sich Denkweisen, die bis vor Kurzem noch unangefochten waren: die Behandlung der Natur als passive Kulisse, vor der sich das historische Geschehen abspielt; überhaupt eine strikte Trennung zwischen Natur und Kultur; die Auffassung, wie stark kaschiert auch immer, vom Recht der Menschen auf Ausbeutung ihrer Mitbewesen; die vier Schritte aneinanderreihende Epochenunterscheidung zwischen anorganischer Erdgeschichte seit dem Urknall, Geschichte des Lebens vor dem Menschen, vorzivilisatorischer „Ur- und Frühgeschichte“ der Spezies Homo sapiens und schließlich der Geschichte der „Zivilisation“ der letzten 10 000 Jahre, für die allein sich die Geschichtsschreibung bisher zuständig fühlte.

Dipesh Chakrabarty empfiehlt also eine – wohl eher gedankenexperimentelle als weltanschauliche – Verzerrung des Menschen in der Breite der Natur ebenso wie in der Tiefe der Zeit, horizontal wie vertikal. Nachdem in den letzten Jahren eine liebevoll ausgetüfelte „Mikrogeschichte“ von Individuen, Familien und kleinen Gruppen als der Goldstandard der Forschung galt, auch in der Globalgeschichte, wirbt er nun für das extreme Gegenteil: in der Konfrontation mit dem drohenden Untergang so „groß“ wie möglich zu denken. Die Konsequenzen dieser Volte spielt der kühl argumentierende Theoretiker eher herunter. Denn die nun wiederbelebte Totalität war das größte Schreckbild

sowohl für die Kritische Theorie (das Frankfurter Original, nicht das amerikanische Remake gleichen Namens) als auch für den Postmodernismus. Soll nun das Ganze das Wahre geworden sein?

Auch die Abkehr vom „Globalen“ im Namen des viel umfassenderen „Planetarischen“ kann Schwindelgefühle auslösen. Waren große Teile der Sozialwissenschaften bisher stolz darauf, ein habituelles Denken in nationalen Kategorien zugunsten globaler Vielfalt überwunden zu haben, so erklärt ihnen jetzt der Denker aus Chicago, auch dies sei noch viel zu eng. Die gewohnten Differenzierungen zwischen nationalen Gesellschaften, zwischen Klassen und Kulturen verlören an Bedeutung angesichts der allgegenwärtigen Bedrohung, die von den Klima- und Umweltkrisen für die Menschheit insgesamt ausgeht. Mit einem Streich entfallen so jene Differenzierungen, die grundsätzlich Wissenschaft ausmachen. Für einige davon haben Postmodernismus und Postkolonialismus gestritten. Race, neben „Gewalt“ die Zentralkategorie des gegenwärtigen Postkolonialismus, kommt in Chakrabartys Register gar nicht vor (dem der amerikanischen Ausgabe, das in der Übersetzung fehlt). Da wurde ein tiefer Bruch vollzogen.

Chakrabartys Forderung schließlich, die Geschichtsschreibung solle nicht in der „Menschentzeit“ von Jahren, Jahrzehnten und Jahrhunderten denken, sondern in „geologischen“ Zeiträumen bis zurück zur Entstehung des Universums, wird vielleicht philosophische Herzen höherschlagen lassen, jedoch Empiriker wenig begeistern. Die „Tiefenzeit“, wie sie schon im frühen neunzehnten Jahrhundert entdeckt wurde, bleibt bei Astrophysik und Geologie in besseren Händen. Und was wäre politisch durch imaginäre Zeitreisen in Richtung Urknall gewonnen? Wenn sich der klimapolitische Zeithorizont zusehends verengt, sollte sich auch die Kulturtheorie nicht von Gegenwart und naher Zukunft ablenken lassen. JÜRGEN OSTERHAMMEL

## Damals blendete man noch keine Fassaden vor

Günther Fischer forscht der Baugeschichte des Palazzo Rucellai in Florenz nach und wartet mit einer neuen Zuschreibung auf

„My name is Sherlock Holmes. It is my business to know what other people don't know.“ Zu wissen, was andere nicht wissen – diese Eigenschaft des Vaters aller Detektive scheint auch für Architekten und Kunsthistoriker entscheidend. Zumindest betätigte sich Arthur Conan Doyle, der Erfinder von

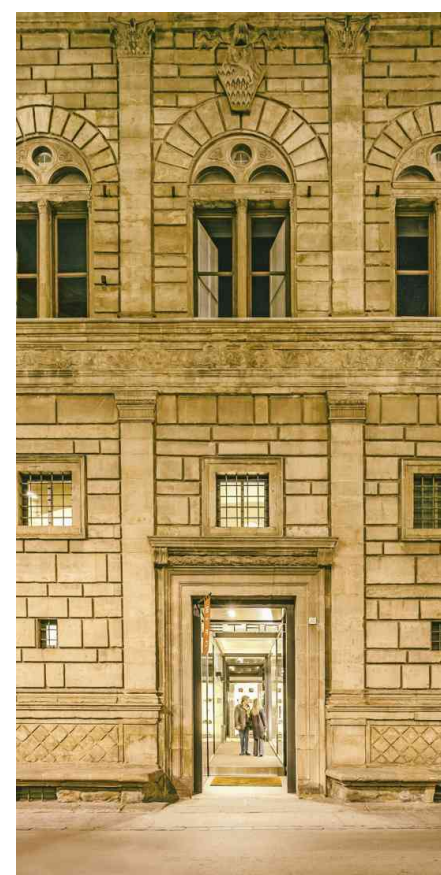


Günther Fischer: „Der Fall Rucellai“. Eine Spurensuche im 15. Jahrhundert. Birkhäuser Verlag, Basel 2021. 168 S., Abb., geb., 28,- €.

Sherlock Holmes, als begeisterter Hobbyarchitekt. Und für die Kunstgeschichte hat der Kulturhistoriker Carlo Ginzburg vor über vierzig Jahren darzulegen versucht, dass die Methode der Zuschreibung anonymen Werke, wie sie Giovanni Morelli Ende des neunzehnten Jahrhunderts entwickelte, ganz ähnlich wie in den zeitgleich erschienenen Sherlock-Holmes-Geschichten auf scheinbar kleinsten und unscheinbaren Indizien beruht. Was liegt vor diesem Hintergrund näher, als dass sich nun umkehrt ein Architekt und zugleich Kunsthistoriker als Detektiv betätigt?

Der „Fall“, den Günther Fischer zu lösen antritt, betrifft den Bau des Palazzo Rucellai im Florenz der Frührenaissance und die Frage, wer für dessen spektakulär neuartigen Fassadenentwurf verantwortlich war. Das Umbau- und Erweiterungsvorhaben des Familienpalastes, das Giovanni Rucellai ab 1445 gut zwanzig Jahre lang verfolgte, stand unter denkbar ungünstigen Vorzeichen. Die reiche Bankiersfamilie hatte zu Beginn nach 1430 die falsche Seite im Machtkampf um Florenz gewählt und war von den Medici zunächst politisch kalte gestellt worden. Außerdem war das Grundstück ihres Hauses an der Ecke von Via della Vigna Nuova und Via dei Palchetti dicht bebaut und ungünstig geschnitten. Keine Chance eigentlich, dort einen neuen Palazzo zu errichten, der auch nur halbwegs mit dem wenig zuvor begonnenen Bau des Medici-Palastes mithalten konnte. Wie dieses Kunststück dennoch gelang, zeigt Fischer so anschaulich, dass man ganz vergisst, teils sehr detaillierte Überlegungen zum Zuschnitt des Innenhofes, zu den Abmessungen der Stockwerke oder zur Positionierung der Treppe zu lesen.

Dabei weiß Fischer als Architekt, was andere nicht wissen – nämlich um die Bedeutung baupraktischer Aspekte. So konnte etwa die Fassade nicht erst nachträglich ausgedacht und vorgeblendet



Der Palazzo Rucellai

Foto Huber

worden sein, wie vermutet, auch wenn sie nach materiellem Befund nur eine dünne Steinschicht bildet. Geschosshöhen und Proportionen galt es von Anfang an festzulegen. Realisiert wurde ein revolutionärer Entwurf, bei dem eine Wand aus plastisch herausgearbeiteten Steinen, teils mit imitiertem römischen Mauerwerk, mit einer Gitterstruktur aus Pilastern und Gebälken kombiniert wurde. Dem Modell des römischen Kolosseums folgend – möglicherweise in Florenz auch schon durch Fassadenmalereien vorbereitet –, wechseln sich dabei die Säulenordnungen der drei Geschosse ab.

Wer hatte diese Idee? Die Forschung hat sich weitgehend auf den Humanisten, Kunsttheoretiker und Architekten Leon Battista Alberti geeinigt. Alberti legte 1452 den ersten umfassenden neuzeitlichen Architekturtraktat vor. Er war nachweislich für Kirchen in Rimini und Mantua verantwortlich. Dagegen gibt es keine Quelle des fünfzehnten Jahrhunderts, die ihn mit dem Bau des Palazzo Rucellai in Verbindung bringt. Fischer verweist darauf, dass die Fassade des Palazzo stilistisch mit diesen Kirchenbauten keine Gemeinsamkeiten hat und auch die Proportionen nicht, wie sie Alberti in seinem Traktat entwickelt, keine Umsetzung am Palazzo Rucellai erfahren.

Fischer schlägt daher anstelle von Alberti den zuvor schon ab und zu ins Spiel gebrachten „verkannten Künstler“ Bernardo Rossellino vor. Rossellino war in Florenz erfolgreicher „maestro di pietra“ und 1451 bis 1453 in Rom päpstlicher „ingegnere di palazzo“, also Steinmetz, Bildhauer, Bauführer und Architekt. Ab 1459 sollte er dann in Pienza eine Art Kopie des Palazzo Rucellai realisieren, die aber sowohl im Entwurf wie in der Ausführung deutlich gegenüber dem Florentiner Werk abfällt. Dagegen besteht die Herausforderung von Kunst- und Architekturgeschichte im Gegensatz zum Geschäft des Detektivs darin, in Zweifelsfällen die Möglichkeiten offenzuhalten. Fischer selbst verweist darauf, dass das Projekt des Palazzo Rucellai in einer kollaborativen Weise entstanden sein könnte, die sich schwer mit heutigen Vorstellungen von Architekten als dem einen *mastermind* verbinden lässt. Allein wenn Alberti nicht so eindeutig für den Entwurf verantwortlich war, müsste im nächsten Schritt gefragt werden, was eigentlich noch dafür spricht, ihm die gleichzeitige Heilig-Grab-Kapelle Rucellais in S. Pancrazio und die Fassade von S. Maria Novella zuzuschreiben? Günther Fischers Spurensuche führt jedenfalls – wie jede gute Detektivgeschichte – dazu, vermeintliches Wissen radikal infrage zu stellen. ULRICH PFISTERER

## Statt Paulus

Anwärter auf den Kanon? Zur Edition eines antik-christlichen Texts

„Die Reisen des Petrus“, erzählt von seinem Begleiter Klemens, sind ein faszinierender antik-christlicher Roman, dessen Ursprünge im judenchristlich-ebionitischen Milieu des zweiten Jahrhunderts liegen, aber hinter einer komplizierten Überlieferungsgeschichte verborgen sind. Nur noch in einer retuschierten lateinischen Übersetzung des ursprünglichen griechischen Textes ist er erhalten. Bald galt er als unorthodox, weil in ihm von Jesus nicht als Gottessohn, sondern nur als wahrer Prophet die Rede ist. Hingegen hat der Radikalpapist und Freund aller Ketzer, Gottfried Arnold, ihn schon 1702 in einer deutschen Übersetzung zugänglich gemacht.

Der Held des Romans ist Petrus. Paulus gilt dagegen als ein „feindlicher Mensch“, von dem allerlei Gräueltaten erzählt werden. Die Ablehnung des Paulus ist aus den Kreisen der judenchristlichen Ebioniten bekannt. Ihr Held war vor allem Jakobus der Gerechte, der Bruder Jesu, der im Jahr 62 das Martyrium erlitt. Petrus ist hier ebenfalls Vertreter judenchristlich gesetztreuer Praxis. Auf seinen Reisen tritt er in spektakulären Szenen dem Magier Simon entgegen, daneben finden sich philosophisch-theologische Gespräche über Gott und die Welt, den freien Willen und das Schicksal. Und im Verlauf der Reise mit Petrus findet der junge Römer Klemens nicht nur zum Glauben an Jesus, sondern auch seine verschollene Familie wieder. Das ist der rote Faden des Texts.

Deshalb nennt die Wissenschaft ihn heute wenig ansprechend „pseudo-klementinische Rekognitionen“. Kontrovers wird seine literarische Vorgeschichte und Entwicklung diskutiert, aber eine moderne deutsche Übersetzung fehlte bisher. Nun liegt eine solche vor, aus der Feder eines „unabhängigen“, also nicht an eine Universität angebundenen Gelehrten und in einer durchaus ansprechenden Ausgabe.

Die Übertragung ist gut zu lesen, die Einföhrung des Übersetzers nimmt auf neueste Fachliteratur Bezug, positioniert sich allerdings im Blick auf den historischen und religionsgeschichtlichen Hintergrund der Texte allzu sehr im Windschatten von Thesen des neunzehnten Jahrhunderts. Was dabei über Paulus und Petrus und deren Verhältnis gesagt wird, ist nicht auf dem Stand der heutigen Diskussion. Im Vorwort des Verlegers begegnen einem weitere Merkwürdigkeiten hinsichtlich der altkirchlichen Kanongeschichte. Die römische Reichskirche hätte sich „gegen die Aufnahme des Werks in die Bibel entschieden“ – als ob das für diesen erbaulichen Roman, so umfangreich wie das Neue Testament, zur Debatte gestanden hätte. Hier wird mit einem Klischee der römischen Kirche gearbeitet und für die nicht in den Kanon gelangten Schriften einfach postuliert, sie hätten dorthin, also in die gottesdienstliche Lesung, gelangen wollen – was für einen Text wie diesen absurd ist.

Sieht man sich den Verlag an, in dem diese Edition erscheint, erklärt sich manches. Er ist auf islamische Literatur fokussiert, und der Übersetzer der „Reisen“ hat dort bereits das mittelalterliche, muslimisch beeinflusste Barnabas-Evangelium herausgegeben – verbunden mit der These, dass darin ebenfalls alte, judenchristliche Tradition enthalten sei. Ein „alternatives“ Bild der christlichen Anfänge wird so gegen das etablierte, in der Tat „pauluslastige“ Bild der Apostelgeschichte gesetzt. Wie alt das in den „Reisen des Petrus“ romanhaft ausgestaltete Bild ist, bleibt allerdings fraglich. Und wenn der Verleger in seinem Vorwort die Absicht bekundet, das „pauluslastige“ Bild dadurch zu korrigieren, dass dieses frühchristliche Werk nun „dem Gläubigen (...) zugänglich“ gemacht wird, dann zeigt sich darin ein religiöses Sendungsbewusstsein, das den wissenschaftlichen Rahmen sprengt.

Übersetzung und Publikation sind gewiss verdienstvoll, und der Text ist eine vernünftige Lektüre. Doch ist es nicht unwichtig zu fragen, wer was mit welchem Interesse herausgibt. Das vorliegende Buch ist nicht die einzige publizistische Initiative, die aus islamischer Perspektive die frühchristliche Überlieferung in Zweifel ziehen will. Nicht wenige Websites bieten in dieser Absicht Informationen: etwa zur Vielfalt der neutestamentlichen Handschriften, denen dann der vermeintlich einmütig überlieferte Koran als die besser bezeugte Wahrheit gegenübersteht.

Liest man die „Reisen des Petrus“ als das, was sie sind, nämlich ein unterhaltender Roman und ein Steinbruch von schwer einzuordnenden judenchristlichen Traditionen aus dem zweiten Jahrhundert, dann ist das in dieser Publikation mit dem Text verknüpfte „aufklärerische“ oder gar missionarische Interesse obsolet. JÖRG FREY



„Die Reisen des Petrus“ (Recognitiones Clementis). Bericht des Klemens von Rom an Jakobus über seine Reisen mit Petrus. Aus dem Lateinischen von Daniel A. Erhorn. Spohr Publishers, Zypern 2021. 464 S., geb., 64,- €.